

**Zeitschrift:** Zürcher Taschenbuch  
**Herausgeber:** Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde  
**Band:** 2 (1859)  
  
**Artikel:** Die Knabengesellschaft in Zürich in den Jahren 1809-1813  
**Autor:** Meyer, Wilhelm  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-984908>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Knabengesellschaft

in Zürich

in den Jahren 1809—1813.

---

Von  
Wilhelm Meyer.





## Vorwort.

Diese von dem seligen Gerold Meyer von Knonau beabsichtigte und mit Liebe vorbereitete Schilderung konnte leider von ihm nicht mehr ausgeführt werden. Auch reicht das vorhandene schriftliche Material, so unermüdlich und sorgfältig er auch im Sammeln war, nicht aus, die Arbeit in demjenigen Umfang und der Vollendung zu geben, auf welche nach seinen Notizen zu schließen dieselbe berechnet war. Das beste Material hatte er, wie es sein muß, im Kopfe, und das ist nun verloren. Dennoch wird von einem seiner Freunde, dessen er eben mit Beziehung auf diese kleine Arbeit noch auf dem Sterbebette freundlich gedachte, der Versuch unternommen, dieselbe in kleinerem Umfang durchzuführen. Eine wesentliche Veränderung erleidet diese Schilderung nothwendigerweise dadurch, daß der jetzige Verfasser selbst Mitglied der geseierten Gesellschaft war. In den angeführten Umständen mag auch die Flüchtigkeit der Arbeit bei dem geneigten Leser ihre Entschuldigung finden.

---

Um die Neujahrszeit von 1809 erhob sich während einer Schulstunde in der vierten Klasse der damaligen Bürgerschule (Realschule) in den vordern Reihen ein Ge-  
flüster: „Es gibt eine Knabengesellschaft und ich und du, und der A und B u. s. f. kommen dazu, es sind sechszehn und dann kommen jedesmal zwei Herren oder Lehrer“ — „Was, Lehrer?“ warf einer bedenklich dazwischen. „Ja, aber es ist nur zum Lustigmachen.“ Wie man dann die Neuigkeit nach Hause brachte, so war man verwundert, sie bei den Eltern bereits bekannt zu finden. Von wem die Sache ausgegangen war, das bekümmerte uns wenig. Wir begnügten uns mit der Thatsache, daß man am nächsten Donnerstag Abends vier Uhr auf der Safran zusammenkomme und dann wieder je nach vierzehn Tagen. So fand man sich also ein, und es erschienen Herr Pfarrer Ludwig Meyer, damals französischer Prediger (in späterer Zeit Leutpriester am großen Münster) und Herr Helfer Heß, der noch lebende Pfarrer zu Predigern. Die erste Arbeit war, daß man sich um den Tisch setzte und daß jedem seine Portion Apfel und Brod ausgetheilt ward. Die Herren selbst genossen nichts, für sie waren nur weiße Pfeifen bereit, aus welchen sie ihren eigenen Tabak rauchten. Dann wurden verschiedene zum Theil uns neue Spiele voraenommen, als:

Seht alle auf den Tisch  
Und nicht auf mich,  
Der Lunzi kommt, der Lunzi kommt,  
Er wird euch schon belauern, belauern,  
Hau zu, wer ihn hat!

Dazwischen wurde geruhet und man laß uns eine schöne und lustige Geschichte vor. Und ehe wir es ahnten schlug es acht Uhr und waren wir entlassen. Wir konnten den zweiten Donnerstag kaum erwarten und verwunderten uns, daß man uns nicht alle acht Tage zusammenkommen lasse, denn daß das Vergnügen für die Herren mindestens so groß sei als für uns, schien uns selbstverständlich. Endlich kam der ersehnte Abend und dießmal leiteten unsere Spiele, unter andern die mit großem Beifall von uns aufgenommenen Pantomimen, die Herren Göttinger, der noch lebende Professor, und Heinrich Schultheß, der verstorbene Lehrer am Waisenhause. So gingen nun die Versammlungen regelmäßig fort. Einmal setzte uns das Erscheinen eines ältern Mannes in Verwunderung, des Herrn Salomon Pestalozzi zum Steinbock. Von unsern Vorstehern wurde derselbe ehrerbietig empfangen und wir Knaben sämmtlich diesem Herrn vorgestellt, welcher dann jedem von uns ein freundliches oder neckendes Wort sagte. Dieses Ereigniß ließ uns ahnen, daß über unsern „Herren“ noch höhere im Hintergrunde stehen. Da trat der Frühling ein, am Sechseläuten rückten wir bewaffnet aus und schieden uns in zwei Theile. Der eine Theil vertheidigte den Paß zwischen dem Sihlfanal und der Brandschenke,

welcher vom Feind erstürmt wurde. Von da zog man auf das Malergütli (an dessen Stelle jetzt das Landhaus zum Freudenberg steht), bei dessen Belagerung Herr Pfarrer Meyer als Parlamentair von einem mit den Kriegsgebräuchen unbekannten Neuling einen Schuß hinter die Ohren bekam, so daß ihm zu unser Aller Entsetzen einige Blutstropfen über die Wange liefen. Der herzgute Mann hatte aber nichts eiligeres zu thun, als sich für den Pardon des Sünders zu verwenden, welcher auch nach zwei Minuten Arrest sich wieder in Reih und Glied am Tisch bei Wurst und Wein einstellen durfte. In der Wiese wurde ein Feuer angezündet, und einer der „Herren“ sprang über dasselbe unter allgemeiner Bewunderung der Zuschauer. Den Sommer hindurch wurden die Gesellschaftsabende ebenfalls inne gehalten, bei gutem Wetter zog man nach dem Zürichberg oder dem ehemaligen botanischen Garten, oder auf irgend einen der Lehenhöfe des Spitals oder des Staats in der Umgegend, wo man bei dem Lehenmann Milch und Brot, oder auch Most, und nur, wenn nichts anderes zu haben war, Wein austischen ließ.

In der Sommerszeit trat im Personal unserer freundlichen Aufseher ein größerer Wechsel ein. Neben den bisher von uns gekannten erschienen zuweilen Doktor Römer († 1819), Dr. Schinz, der nachmalige Oberamtschreiber Röchlin (†), Pfarrer Hs. Jakob Meyer, Pfarrer Germann u. a. m., besonders aber Herr Henri Meyer (Bruder des Pfarrer Ludwig), welcher dem Kaufmannsstand angehörte. Diese beiden Brüder und Herr Hot-

tinger waren in unsern Augen die wahren Träger der Gesellschaft.

Es ist zum Bewundern, welche Mannigfaltigkeit unsere Vorsteher in die Spiele zu bringen wußten. Selten vergieng ein Abend, da nicht irgend etwas neues oder eine Abwechslung eintrat. Einmal bildeten wir zwei mit leichten Ruthen bewaffnete Parteien, von denen die eine das Sihlhölzchen vertheidigen, die andere dasselbe angreifen sollte. Schon in der Stadt giengen die erstern voraus, um ihre Stellung einzunehmen. Das thaten sie, sandten Patrouillen aus, umsonst, kein Feind war sichtbar. Diesen führte inzwischen Herr Gottinger über die Brandschenke und den steinernen Tisch an den Sihlkanal. Dasselbst hatte nämlich Herr Gottinger früher einen Lauffteg für Arbeiter entdeckt, welcher zu dem Rechenhag hinüberführte, der damals den Kanal von der wilden Sihl trennte. Auf diesem aus horizontal liegenden Brettern gebildeten Hag konnte man seitwärts schreitend ohne Gefahr an die obere Landspitze des Sihlhölzchens gelangen und erschien so ganz unerwartet im Rücken der feindlichen Stellung.

Bei den größern Spaziergängen im Sommer kamen wir im Gespräche mit unsern Herren allmählig auf die Spur, woher eigentlich unsere Gesellschaft entstanden und was ihre Bestimmung sei. Es habe nämlich schon vor der Revolution in den Achtziger-Jahren, für uns junge Zuhörer im Jahr 1809 gleich bedeutend mit einer uralten Zeit, schon eine solche Knabengesellschaft bestanden und am Bächtelitag sei von dieser ein vaterländisches Schauspiel



aufgeführt worden, wie Karl von Burgund oder Hans von Landenberg, in welchen unser Lehrer Herr Kaspar Hardmeyer herrlich gespielt habe (woran niemand zweifeln wird, der sich des schönen ernststen Mannes erinnert). Aber schon vor der Revolution sei jene ältere Knabengesellschaft untergegangen.

Nun bestehe seit längerer Zeit eine respectable Gesellschaft, welche im Stillen viel Gutes thue, und welcher das Platanengütchen gehöre. Sie heiße die „moralische Gesellschaft“ und es seien dabei verschiedene ältere Herren. Diesen haben wir die Herstellung der Knabengesellschaft zu verdanken und wenn wir uns artig betragen, so werde es nach ein Paar Jahren vielleicht möglich werden, auch durch uns ein vaterländisches Schauspiel aufführen zu lassen. Jetzt war uns die Sache klar: Unsere Bestimmung ist Komödie zu spielen, und unsern Ursprung verdanken wir der moralischen Gesellschaft.

Schon im folgenden Winter hofften wir auf eine solche Komödie und wurden auch auf eine eingeübt. Dieselbe befindet sich in Weiße's Briefwechsel des Kinderfreundes, enthält lauter Knabenrollen und war sonst in jeder Hinsicht für uns passend. Der Gegenstand ist die Züchtigung eines Großsprechers. — Es traten aber der Aufführung dieses Stückes Hindernisse entgegen, oder man fand uns noch nicht tüchtig genug, kurz, sie unterblieb. Aber schon die Einübung hatte uns viel Freude gemacht. Einigen mußte man noch erklären, daß sie die eingeklammerten Worte „für sich“ oder „geht ab“ nicht hersagen müssen.

Im Spätjahr 1810 erschien Göttingers Winkelried und wurde in Zug von der Schuljugend aufgeführt. Dieß gab die Veranlassung zu der ersten Reise unserer Gesellschaft nach Zug über den Albis und zurück über Sorgen. Die Pracht dieser Aufführung, bei welcher eine eidgenössische Armee von etwa vierzig Mann auf der Bühne erschien, ist uns noch in lebhaftem Andenken, und besonders gefiel uns, daß die Banner der vier Orte alle so steife Vierecke waren, wie sie in den alten Kupferstichen vorkommen. Hingegen fiel uns auf, daß man sagte, die Hauptrolle sei Sauter der Sängler. Und doch heißt das Stück Winkelried, und dieser ist der Held und hat für das Vaterland das Leben eingebüßt, und soll jetzt nicht die Hauptrolle sein. Das blieb uns unbegreiflich.

Bald entstand eine zweite jüngere Klasse der Knabengesellschaft, welche jeden andern Donnerstag als den unserigen zusammenkam. Am Sechseläuten und an dem Nachmittag des Knabenschießen stießen für die militärischen Ausflüge beide Klassen zusammen und wurden auch noch durch andere Zugezogene verstärkt, so daß wir mit 15 bis 20 Köpfen auf jeder Seite ganz artige Plänklergefechte ausführen konnten. Hier wurde dann die Aufsicht verdoppelt, und mehrere unserer damaligen Artillerieoffiziere, Finsler, Heidegger, Nüscher u. a. betheiligten sich bei denselben. Auf drei Knaben war wohl ein Aufseher und diese ermahnten sich gegenseitig, auf die Gewehrläufe Acht zu haben, ob nie ein Ladstock beim Anschlagen

herauschaue oder beim Stoßen der Ladung zu hoch hervorstehe. Aller Vorsicht ungeachtet gieng doch etwa einmal ein Ladstock verloren, so dem Schreiber dieses, dem er aber, wie er damals meinte, wahrscheinlich beim Fliehen aus — der Hand fiel. Jedenfalls durfte man sich glücklich schätzen, daß die Sache stets ohne Unfall ablief, besonders da die Gewehre zum Theil von bedenklicher Beschaffenheit waren. Zuweilen gab es zum Schlusse noch ein kleines Feuerwerk.

Ubermals war im folgenden Winter von einer Komödie die Rede, und wir begannen einzelne Partien des Winkelried einzuüben. Das darin vorkommende Lied sangen wir einstweilen nach der Weise: Wohlauf Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd.

Im Herbst 1811 machten wir eine Fußreise nach Schaffhausen und kamen am ersten Tage über Winterthur nach Andelfingen. Unterweges sagte man uns, es müsse jeder eine Reisebeschreibung machen. Deshwegen kauften einige in Andelfingen beim Schulmeister Bleistifte. Er hatte englische um 4 Schillinge, halbenglische um 2 Schillinge und ordinäre um 1 Schilling. Am zweiten Tage sahen wir den Rheinfall und die Merkwürdigkeiten Schaffhausens und am dritten fuhren wir auf dem Rhein über Rheinau, wo wir das Kloster besichtigten, nach Eglisau und von da zogen wir, nicht ohne in Kloten eingekehrt zu haben, nach Hause. Die meist sehr kurz gefaßten Reisebeschreibungen boten hernach auch Stoff zur Unterhaltung dar. Mit besonderer Sorgfalt waren von Einigen die

Aushängschilder aller Wirthshäuser aufgezeichnet worden, so daß ihre Reisebeschreibung dem Verzeichniß einer Me-  
nagerie nicht unähnlich war.

Jetzt aber ward es mit der Komödie einmal Ernst. Die beiden Klassen der Knabengesellschaft und einige der Zuzüger, so hießen diejenigen, welche am Sechseläuten, Knabenschießen und auf den Reisen die Gesellschaft ver-  
stärkten, wurden für diesen Zweck vereinigt und die Rollen wie folgt vertheilt.

---

Ein Zürcherscher Theaterzettel  
vom Wächelitag 1812.

---

Arnold Winkelried,

ein vaterländisches Schauspiel von Jakob Gottinger,  
aufgeführt von der Knabengesellschaft in Zürich  
den 30. Dezember 1811 und den 2. Januar 1812.

Prolog gesprochen von Heinrich Ulrich † 1817.

Personen:

Leopold, Herzog von Oesterreich	Heinrich Blas.
Dachsenstein	Caspar Schultheß † 1841.
Mülinen	Ferdinand Meyer † 1840.
Hafenburg	Wilhelm Ott.
Steinach	Caspar Hirzel.
Gundoldingen, Schultheiß von Luzern	David Schultheß † 1824.
Winkelried	Jakob Finsler.
Silinen	Jakob Schultheß † 1854.

Eppo, sein Enkel	Mathias Schinz.
Der Schultheiß von Sempach	Jakob Cramer.
Sauter	Heinrich Ulrich †.
Dürr, Hauptmann der Zürcher	Conrad Wyß jünger.
Gottfried Müller	Johannes Pestaluz † 1847.
Grüninger	Friedrich Meyer.
Stagel	Wilhelm Meyer.
Im ersten Akte:	
Bürger	{ Gaspar Schinz † 1832. Friedrich Keller.
Im zweiten Akte:	
Bürger	{ Leonhard Hirzel † 1832. Felix Drell.
Im dritten Akte:	
Schildwachen	{ Gaspar Schinz †. Wilhelm Meyer.
Soldat	Hans Ziegler.
Im vierten Akte:	
Schweizer im vierten Auftritt	Leonhard Hirzel †.
Schweizer im neunten Auftritt	Georg Finsler.

### Nachspiel:

#### Die Ueberraschungen.

Gerlach, Amtmann	Jakob Finsler.
August, sein Sohn	Adolf Hess † 1826.
Ernst	Gaspar Ott.
Hiller, Amtschreiber	Heinrich Ulrich †.
Peter, Bedienter	Wilhelm Meyer.

---

Dieser Theaterzettel, der hier zum ersten Mal gedruckt erscheint, gehörte schon damals als Manuscript zu den Seltenheiten, aber nicht gerade zu den gesuchten, da das Publikum alle diese Akteurs, obschon sie zum ersten Male auftraten, leicht erkannte, oder wenn man im ungewissen war, auf die Frage: Wer ist der? vom Nachbar rechts oder links oder vorne oder hinten mit vernehmlicher Stimme den Aufschluß erhielt: Einer aus dem grünen Schloß, oder: einer ab dem Main, oder: einer von Stadelhofen u. s. f. Und so wird es auch unsern Lesern nicht schwer fallen, die noch am Leben befindlichen in ihrer jetzigen Gestalt zu erkennen. Den Verstorbenen haben wir ein † beigesezt und dabei die Entdeckung gemacht, daß von dem ganzen Rudel Jungen gerade die, welche von unsern verehrten Leitern als die Nichtsnutzigen bezeichnet wurden, es nun bereits auf das sechzigste Lebensjahr gebracht haben und jetzt als ehrbare und, wo es noch angeht, gestrenge alte Herren florieren. Der Hingeschiedenen sei noch mit einem kurzen Worte gedacht. Heinrich Ulrich, Sohn des frühern Taubstummenlehrers und nachmaligen Oerrichters Johann Conrad Ulrich, verband mit ausgezeichneten Talenten einen so liebenswürdigen Charakter, daß sich keiner seiner Jugendfreunde erinnern dürfte, mit ihm je in Zwiespalt gerathen zu sein. So wurde er auch, wenn es unter den Andern Streitigkeiten gab, in der Regel als Schiedsrichter angerufen. Von Kindheit auf an das Geberdenspiel mit Taubstummen gewöhnt und mit einer lebhaften Phantasie begabt, war er schon als Knabe im deklamatorischen

Vortrag ausgezeichnet. Obschon sein Aeußeres eben nicht vortheilhaft war, so verliehen ihm doch der Ausdruck des Auges und das Freundliche der Sprache etwas Gewinnendes. Ins Jünglingsalter tretend, warf er sich mit Feuereifer auf Studien aller Art, allein kaum 20 Jahre alt starb er an der Schwindsucht. Ein eben so sanfter und liebenswürdiger Charakter, obschon mehr stillen Liebhabereien im Künstlergebiet zugethan, war Adolf Hef, welcher nach kaum vollendeten Studien aus Deutschland zurückgekehrt, seinen Freunden durch den Tod entrißen wurde. Sehr früh starb auch David Schultheß (Sohn des beim Bombardement 1802 ums Leben gekommenen Diacons). Dieser war als Knabe für sein Alter lange Zeit sehr klein und hatte eine merkwürdig tiefe Stimme, daher er ganz gut den alten Mann spielen konnte. Nächst Ulrich galt er unter uns für den besten Deklamator. In der Schule der Noth aufgewachsen, hatte er trotz seiner angeborenen muntern Laune mit den Eindrücken der Außenwelt oft schwere Kämpfe zu bestehen. In Leipzig, wo er eine Anstellung als Geistlicher gefunden, trafen wir ihn im Dezember 1823 in heiterer Stimmung und wenige Wochen später vernahmen wir seinen Hinschied. Das mittlere Mannesalter haben erreicht Caspar Schultheß und Johannes Pestaluz, beide Kaufleute und beide dem schönen Kreis der von Oberst Salomon Hirzel aufgezogenen Artillerie-Offiziere angehörend, beide auch von liebenswürdigem Charakter und mit vielen schönen Kenntnissen geziert. Jakob Schultheß ist als Pfarrer im Kanton Aargau gestorben; von Ferdinand



Meyer, dem im Jahr 1840 verstorbenen Regierungsrath, hat ein Neujahrsblatt den Nekrolog gegeben; Leonhard Hirzel, Doktor der Medizin und Profektor der Anatomie, starb nach kurzer Bekleidung dieser Stelle, wenn wir nicht irren, als Opfer seiner Berufstreue; Gaspar Schinz ist der nachmalige Historienmaler und Kupferstecher, als Knabe unser Zeichner, Anordner von Verkleidungen und Verfertiger von Luftballons, voll munterer Einfälle und daher eine unserer Hauptpersonen im Rathe der Vertrauten.

Es wären aber noch andere Mitspielende anzuführen, deren Rolle, wenn sie auch nicht auf dem Zettel stand, so wichtig war als diejenige der Genannten, namentlich der Tambour und der Pfeifer, noch lebende geistliche und gelehrte Herren, und die tapfern Mannschaften, welche wegen Mangel an Volk nach Umständen im eigenen oder feindlichen Heere dienten, wie dieß schon an einigen der Genannten beim Lesen jenes Schauspiels bemerklich sein wird.

---

### Das Theater.

Daselbe war aufgeschlagen in dem großen Saale der Safranzunft; die Bühne, welche den hintern Raum des Saales einnahm, gieng bis zum zweiten Seitenfenster vor; von der Thüre lief um den Ofen herum und der Seite nach zur Bühne ein schmaler Zugang für die Spielenden, dieser war von dem Parterre mit einer dünnen Latte oder einem Seil geschieden und diente zugleich als Ruhe- und Sammelplatz für die Spielenden, da der Raum hinter den



Kouliſſen für ſie zu beſchränkt war. Dem Publikum war dadurch Gelegenheit gegeben, die Kleidung der Spielenden in der Nähe zu ſehen und ſich mit ihnen zu unterhalten. Den übrigen Theil des Saales nahmen die Plätze für das kleine Orcheſter und die Zuſchauer ein, deren nahe an dreihundert waren. Das muß eine ſchöne Auswahl von Publikum geweſen ſein, mag mancher Leſer jetzt denken, wenn er ſich die Atmosphäre in einem ſo beſchränkten Raume vergegenwärtiget. Ja gewiß war es ein ausgewähltes Publikum, wenn auch kein verwöhntes. Da ſah man geiſtliche und weltliche Standesperſonen, Mitglieder der hohen Regierung und des ehrwürdigen Stifts, auch viele vornehme Frauenzimmer, von denen wir aber nicht beſonders Notiz nahmen. Billets, obſchon ſie mit 30 Schilling bezahlt wurden, konnte Niemand leicht erlangen, der nicht mit den Leitern der Sache oder den Spielenden verwandt oder ſonſt nahe befreundet war. Freiplätze erhielten neben ſolchen Perſonen, welche zur Sache mitgewirkt hatten, auch die Waiſenhauskinder.

Das Orcheſter beſtand ebenfalls aus einer Knabengeſellſchaft, welche der Muſiklehrer Hr. Zeugheer in den Winterabenden mit uneigennützigem Eifer unterrichtete. Im Sommer bildete dieſelbe den Kern der damaligen Kadettenmuſik. Dieſes Orcheſter paßte vollkommen zu dem übrigen Knabenspiel, die Tonmaſſe war dem Raume des Saales entſprechend und wurde von dem Geplauder des Publikums nicht mehr oder minder gedämpft als in einem großen Theater.

Die Dekorationen waren von Maler Bredybühl, und das alte Rathhaus in Zürich im ersten Akt fand allgemeinen Beifall. Jedermann hatte die Ueberzeugung, es sei „kanntlich“ gemalt. Die Trachten der Spielenden waren der Natur des Schauspiels zufolge meist kriegerische, Helme und Panzer von Pappdeckel für die Ritter, für die Schweizer bloße Bruststücke, runde Hütchen oder auch Helme. Ein gebrechlicher, mit Papparbeit sich beschäftigender Mann, Hr. Nüscher, verfertigte diese Rüstungen. Für die Bekleider behalf man sich derjenigen der Gegenwart. Eine in vielen Häusern als Frau „Nägel“ bekannte Näherin stand hinter den Koulissen mit Nadel und Zwirn bewaffnet, um nöthige Ausbesserungen zu besorgen. Diese sowohl als einen alten Diener, der mit der Lichtputze operierte, und unsere Vorsteher selbst, wie sie das Spiel leiteten und mitunter die Disciplin handhabten, konnten diejenigen Zuschauer, deren Plätze nicht gerade in der Mitte des Saales waren, mit Muße betrachten, und umgekehrt war es den hinter den Koulissen stehenden eine Kurzweil, einen Theil der Zuschauer zu mustern.

Auch der Souffleur fehlte nicht. Er machte aber nicht den infamen Lärm, wie es wohl auf großen Theatern geschieht, sondern folgte aufmerksam dem Spiel und half nur nach, wo es nothwendig war. Auch bliesen wir uns selbst ein. Einmal saß der kleine Doktor Röchlin in dem engen Loch und da hatten die Spielenden Mühe, des Lachens sich zu erwehren.

In Summa, es gieng alles vortrefflich von Statten,

und wenn auch das Publikum da, wo es hätte weinen sollen, eher zum Lachen geneigt war, so endigte doch das Ganze mit allgemeiner Zufriedenheit. Am meisten sprach die ältern Leute das Lied an: „Was funkeln die Helme u. s. f.“, welches nun nach einer von Lüste componirten Weise, auf die er selbst uns eingeübt hatte, gesungen ward.

Im Nachspiel wird der Sohn eines Beamten, der mit seinem Freunde die Schulkameraden im Dorfe in den Waffen übte, von dem Vater am Geburtstage mit der Uniformierung des kleinen Corps überrascht. Vom Verfasser sind in diesem Stück verschiedene Ansichten über das Erziehungswesen ausgesprochen, welche sich wenigstens theilweise seitdem Geltung verschafft haben und welche auch jetzt noch Anerkennung verdienen.

Wer die Kosten bestritt, darnach fragten wir nicht; und wenn etwa bei einem Rechner eine solche Frage laut wurde mit dem Bedenken, daß das Geld für die Billets nicht ausreiche, so kam man auf die geheimnißvolle Macht, unter deren Schutz wir standen, die moralische Gesellschaft zurück. Die müsse einen großen Fond haben, da ihr das Platanengütli gehöre.

Im folgenden Sommer machte die Knabengesellschaft eine kleine Bergreise nach Engelberg, von welcher wir höchst vergnügt zurückkehrten. Auf der Ueberfahrt von Winkel nach Stansstad, für die wir in zwei Rähne vertheilt waren, drohte den Einen große Gefahr. Ein Windstoß riß auf der einen Seite des Rahns die Decke los, und wie der Rahn nach der andern Seite hieng, warf sich die er=

schrockene Schiffsgesellschaft eben dahin; da fuhr Pfarrer Meyer rasch dazwischen, stellte das Gleichgewicht her und rief: „Ein Messer, haut die Schnur ab.“ Worauf Caspar Schultheß sein Taschenmesser hervorzog, die Decke schnell ablöste und so das Umschlagen des Rahns verhütete. Man begegnete uns allenthalben sehr freundlich. Als wir auf der Rückkehr bei einbrechender Dämmerung ein Schweizerlied singend in Stanz an der Mezg vorüberzogen und ein Hund laut gab, versetzte ihm ein Metzger einen Streich auf die Schnauze, und beim Nachteffen erzählte der Wirth, unser Gesang habe „der Burgerschaft“ viel Freude gemacht.

Bereits war ein zweites Knaben-Schauspiel von Hrn. Gottinger erschienen: Rüdger Manesß, und wir begannen einen Akt desselben einzuüben. Allein dieses Stück wollte uns nicht recht einleuchten, weil keine Schlacht darin vorkommt und uns das Ganze wegen Bürgermeister Bruns Verrath nicht ansprach. Wir sehnten uns nach dem Karl von Burgund, wo geschossen und gedonnert wird, und konnten es nicht begreifen, als man uns erwiderte, er sei für uns zu schwer. Dagegen entgegneten wir, es bringe für diesen und jenen eher weniger auswendig zu lernen als beim Winkelried. Unsere guten Vorsteher lächelten über der heiligen Einfalt, die sich in dieser Aeußerung kundgab, und sagten freundlich zu.

---

Karl von Burgund,  
ein Schauspiel.

(von dem Professor und Chorherrn Joh. Jakob Gottinger.)

Personen:

Karl, Herzog von Burgund	Heinrich Ulrich.
Graf Campobasso, des Herzogs Günstling	Caspar Schultheß.
Contay, Feldherr der Burgunder	David Schultheß.
Graf Romont von Savoyen	Heinrich Blas.
Grimaldo, ein Edelknabe	Jakob Meyer.
Glorieux, Hofnarr	Wilhelm Meyer.
Niklaus von Scharnachthal, Schult- heiß von Bern	Conrad Wyß älter.
Hans von Hallwyl	Caspar Hirzel.
Adrian von Bubenberg	Conrad Wyß jünger.
Hans } Maurerjungen	Hans Ziegler.
Peter }	Ferdinand Meyer.
Gisron, ein provençalischer Edelmann	Johannes Pestaluz.
Herzog Renat von Lothringen.	
Ritter Johannes Waldmann.	
u. f. f.	

---

Wir haben keinen vollständigen Zedel vor uns, sondern die Namen aus Erinnerungen und Erkundigungen zusammengetragen. Ein Nachspiel, „die Heimkehr,“ dessen Schauplatz der Platz vor dem Rathhause in Zürich ist, beschreibt die Freuden, welche den heimkehrenden Sieger erwarten.

Diese Aufführung war schon etwas vornehmer als die vorjährige, es wurde etwas mehr auf die Kleidung verwendet, wenn sie auch bei weitem nicht so glänzend ausfiel als sie in den Zeichnungen angegeben ist, welche man sich zum Muster nahm und von welchen einige dem Leser hier vorgeführt werden. Es sind dieselben schon in den 90er Jahren von Martin Usteri für die Aufführungen der damaligen Knabengesellschaft verfertigt worden. Herzog Karl von Burgund ist in dem Augenblicke dargestellt, wo er seinem Höfling Campobasso, welcher ihn für den Verdruß über die Niederlage von Grandson mit der Aussicht auf die Gelegenheit zur Rache zu trösten sucht, erwidert: „O eine schreckliche Rache! In Strömen von Blut will ich den Flecken auswaschen, den sie (die Schweizer) meinem Kriegsrühme angehängt haben.“ Contay, der alte Feldherr Karl's, unwillig über die Prahlereien Campobasso's, und besorgt wegen des Herzogs großer Züversicht, welcher auf seine Warnungen hin die Frage an ihn richtet: ob er sich fürchte, erklärt diesem: an der Spitze der Schweizer würde er sich getrauen, die große Armee der Burgunder zu allen bösen Geistern zu jagen; „und das weiß ich,“ fügt er hinzu, „daß ich als Feldherr der Burgunder, es komme, wie es wolle, meine weißen Haare nicht schänden werde.“ Grimaldo, der Edelknabe, spielt mit des Herzogs Degen, und redet eine auf dem Tische stehende Flasche, welche er sich als einen Schweizer denkt, mit den Worten an: „Willst du mein Unterthan sein?“ — Die beiden Maurerjungen, welche am Thore der Stadt Mur-



ten eine Lücke in der Mauer ausbessern, singen das artige Liedchen: „Sag' an, was giebt in Schlachten Dem Krieger Löwenmuth?“ Die einfache ansprechende Sangweise war, wenn wir nicht irren, von Nägeli. Dieses war die Lieblingscene des Publikums, und mehr als das ganze Schauspiel erfreute zu unserm großen Erstaunen die ältern Leute das bloße Abzingen eines Schweizerliedes, wozu wir Spielende sämmtlich nach beendigter Vorstellung noch auf die Bühne traten. Dasselbe fängt man mit den Worten:

„Die Zeitung flog von Land zu Land,  
Vor Murten liegt Burgund u. s. w.“

Auch diesmal gieng alles vortrefflich von Statten. Der Stier von Uri brüllte durch das Mittel einer großen Meer-schnecke in Tönen denjenigen des Feuerhorns ähnlich; der Schuß, mit welchem ein übermüthiger Unterhändler der Burgunder abgefertigt wird, hatte einen eigenthümlichen Knall. Um kein Schießpulver anwenden zu müssen, half man sich mit Zertreten einer aufgetriebenen Schweinsblase. Für den Donner genügte eine Kanonenkugel, welche zwei Herren sich gegenseitig zurollten.

Diese Aufführung am Bächtelitag 1813 fiel mit dem Beginnen eines Direktorialjahres für Zürich zusammen. Zwei Tage zuvor hatte der Landammann der Schweiz seinen feierlichen Einzug gehalten. Dieses Ereigniß feierten wir am Bächtelitag, nach beendigtem Schauspiel und dem darauf folgenden Nachteffen, mit einem Umzug durch die Straßen, wobei von jedem eine Papierlampe mit den Farben eines der 19 Cantone getragen und im Zuge diejenige

Reihenfolge beobachtet wurde, welche man an der Eröffnungsfeier der eidgenössischen Tagsatzung zu sehen gewohnt war.

Die Bergreise im folgenden Sommer gieng durch Obwalden über den Brünig, die Scheidegg, die Wengernalp nach Thun und durchs Entlibuch über Luzern wieder zurück. Nebst den beiden Herren Meyer und Herrn Gottinger begleiteten uns die Herren Doktor Schinz, Leonhard Pestalozzi und Martin Usteri (vom Neuenhof), auch hatte sich ein Deutscher Gelehrter schon in Zürich an die Gesellschaft angeschlossen, Hofrath Kuhn von Dessau, ein freundlicher Mann. Wir waren vom Wetter begünstigt. Den Eiger, die Jungfrau u. s. w. sahen wir in ihrer vollen Pracht.

Da es damals bei jungen Leuten nicht schicklich war, ältere Personen nach den Taufnamen zu unterscheiden und Hrn. Pfarrer Meyer's Bruder keinen besondern Titel hatte, so wußten wir ihn nicht anders zu bezeichnen als mit „der andere Herr Meyer.“ Auf einer der Reisen hatten wir nun entdeckt, daß er beim Eintragen seines Namens in die Wirthshausbücher demselben die Bezeichnung nachsetzte: „Negt.“ Das veranlaßte uns, ihn unter uns halb scherzweise mit „Herr Meyer Negociant“ zu bezeichnen, eine damals in Zürich ganz fremde Art der Betitlung. Wie nun diese einmal einem von uns in Gegenwart der Vorsteher entwichte und man uns solches verweisen wollte, sagte er lachend: „Ach, laßt ihnen doch die Freude“ und so wurde nun bei uns allen diese Bezeichnung die offizielle.



In Luzern lasen wir in der Bürkli'schen Zeitung die Nachricht von der Schlacht bei Vittoria, und als einige von uns unsere Freude aussprachen über den Sieg der Engländer, sagte uns Hr. Meyer Negociant: „Wenn die Engländer wieder einmal auf dem Continent zugelassen werden, dann hat die Freude mit den Schweizerreißchen ein Ende. Die Engländer werden alles vertheuern, und mit ihrem Geldstolz und Hochmuth es bescheidenen Leuten unmöglich machen, neben ihnen Platz zu finden.“ Denn damals fanden wir in allen Wirthshäusern artige Gesellschaft, alles aß mit einander an der Wirthstafel, niemand scheute sich seinen ehrlichen Namen anzugeben, sondern jeder sagte weiß Landes er sei und wie es ihm bei uns gefalle.

Bald nach dieser Reise oder schon früher, gerieth eines Abends unsere Gesellschaft in große Aufregung, als uns Herr Gottinger von seiner neuen Jugendschrift: „Die Knabengesellschaft“ in Kenntniß setzte und uns auch ein Stück daraus vorlas. Da in dem uns mitgetheilten Bruchstücke unser Thun und Treiben zum Theil nach wirklich Erlebtem geschildert war, so besorgte mancher, es dürste ihm dieses oder jenes ausgebracht werden, allein nachdem unter uns selbst die lebhaftesten Widersprüche sich erhoben hatten, welcher von uns unter dem Philipp, Ludwig, August u. s. f. gemeint sei, so ertheilten wir dem Buche auch in unserm Innern unbedenklich das Imprimatur, und alle lasen es später mit Vergnügen.

Im Herbst 1813, als der Krieg sich gegen unsere Gren=

zen zu bewegen schien, forschten wir unsere Vorsteher über ihre politische Gesinnung und ihre Erwartungen aus. Wir Jungen alle hielten es mit den Kosaken und Preußen gegen Napoleon und die Franzosen, nahmen aber die Schweizerische Neutralität als etwas selbstverständliches an. Mit unserer Anschauung harmonierte zunächst diejenige des Hrn. Gottinger, welcher für den Aufschwung der Völker begeistert war, aber auch einsah, daß, wenn in der Schweiz die Eintracht und damit auch die Unabhängigkeit gesichert bleiben soll, wir uns aller fremden Händel enthalten müssen. Zugleich aber bedeutete er uns, daß es nicht genüge, die Neutralität zu erklären, sondern es handle sich auch darum, sie zu behaupten und sich dafür nöthigenfalls zu schlagen selbst gegen die größte Uebermacht. Herrn Pfarrer Meyers Ansicht wich von derjenigen Herrn Gottingers nur in soweit ab, daß er für die Welt auch von den verbündeten Monarchen keine bessern Zustände als die damaligen erwartete. Dem Papstthum und allem geistlichen Zelotenwesen von Herzen abhold, besorgte er dessen Wiederaufkommen mit dem Sturze der Napoleonischen Weltherrschaft. Mögen sich also die großen Herren draußen unter einander schlagen, wie die Mähren im Stall, so könne uns das gleichgültig sein. Wir besetzen die Grenze, aber, fügte er leiser hinzu, wenn unsere Helden wieder so nach Hause springen, wie sie es 1799 gethan, so wird bei der Grenzbesetzung nicht viel herauskommen. Herr Meyer Negociant war als Anhänger Napoleons natürlich ganz für die Neutralität, er ließ der Tapferkeit der Preußen und ihrer Vater-

landsaliebe alle Gerechtigkeit widerfahren, glaubte aber, die großen Herren werden eben wieder, wie früher, ein jeder nur für sich sorgen und dann „der Kleine“ doch wieder Meister werden. Alle drei genannten Vorsteher aber äußerten sich mit richtigem Takt nur dann über diese Angelegenheiten, wenn wir sie darüber fragten, und sobald einzelne von uns ihre eigene Weisheit aufstischen wollten, so wurden sie gebührend abgetrümpft und dem Gespräche eine andere Wendung gegeben.

Für den Bächtelitag von 1814 war die Aufführung von Gottingers „Heldensinn und Heldenstärke“ (die Schlacht bei St. Jakob an der Birs) bestimmt. Den Knabenschulen waren wir nun bereits soweit erwachsen, daß wir die Bedeutung dieses Stücks in jener Zeit erkannten, allein schon zu Anfang Dezembers 1813 hieß es, die Aufführung werde jedenfalls nicht eher stattfinden, als nachdem unsere an der Grenze stehenden Truppen ehrenvoll ihre Aufgabe gelöst haben. Man hielt es für möglich, daß gerade bei St. Jakob an der Birs die Schweizer Gelegenheit finden dürften zu zeigen, ob sie noch der Väter Heldensinn beseele. Die Sache kam aber anders, und anstatt in der Weihnachtswoche auf der Bühne die Oesterreicher zu bekämpfen, sahen wir sie festen Trittes durch unsere Thore einziehen. Die darauf folgenden innern Zerrwürfnisse im Vaterlande ließen uns vollends empfinden, daß es jetzt nicht an der Zeit sei, sich mit dem Schweizerthum zu brüsten.

Die ältere Klasse der Gesellschaft nahm nun überhaupt

einen andern Charakter an. Wir waren jetzt eben keine Knaben mehr. Einigen von uns fiel diese Veränderung, welche sich in der Gesellschaft dadurch ankündigte, daß uns unsere Vorsteher nicht mehr mit Du anredeten, schwer auf's Herz, andere nahmen diesen Uberschritt günstiger auf. Natürlich änderte sich nun auch die Art der Unterhaltung. Wir selbst wurden nun eingeladen zu derselben mittelst kleiner historischer oder belletristischer Aufsätze beizutragen. Noch besuchten wir im Sommer das Platanengütchen und vergnügten uns bei einem Glase Wein mit Kegelschießen u. dgl.

Am Sechseläuten und Knabenschießen theilten wir noch die Freuden der Jüngern, indem einige von uns eine kleine Kanone bedienten. Wir waren von einem Artillerieoffizier (dem spätern Oberst Reinacher) seit längerer Zeit darauf eingeübt worden. Es war der erste Versuch eines Artillerie-Cadettencorps.

Im Winter von 1814—15, als in der Schweiz allgemeine Zwietracht herrschte, dachte Niemand daran Komödie zu spielen. Erst im Spätsommer 1815, als unsere Gesellschaft in heiterer Stimmung bei einem kleinen Abendessen im Platanengütli versammelt war und frohe Lieder sang, meinten einige, jetzt, da in der Schweiz wieder Ruhe sei und sie sich auch wacker im Felde gezeigt habe, namentlich bei der Belagerung von Hüningen, dürften wir es wohl wagen, das Schauspiel: Heldensinn und Heldensstärke aufzuführen, und auf einmal erhob sich ein Jubel: „Am Bächtelitag wollen wir noch einmal spielen!“ Einige

der Vorsteher schüttelten die Köpfe, aber sie willigten endlich ein.

Es war dieses die letzte Aufführung und sie trug einen ziemlich veränderten Charakter gegen den frühern. Statt Knaben waren es „junge Herren“ oder „Studenten,“ welche jetzt spielten. Auch das Publikum war ein Anderes: die ehrwürdigen Chorherrn und andere alte Leute waren nicht mehr zu sehen. Viele ältere Brüder, Schwestern blieben weg: „Als ihr klein waret, hörte man sie sagen, machte uns euer Spiel Freude, jetzt seid ihr für dergleichen zu groß.“ Wir selbst waren, die jüngern ausgenommen, in unserm Spiel bei weitem nicht mehr so unbefangen, wie die frühern Male. Damals spielten wir für unser Vergnügen, jetzt meinten wir für das Publikum zu spielen. Die Sache lief indessen noch ordentlich ab, aber es blieb die letzte Aufführung.

Bald nachher gieng die ältere Klasse der Gesellschaft ein, auch von den Vorstehern traten einige zurück. Nach einigen Jahren übernahmen jüngere Männer die Leitung der Knabengesellschaft, und so bestand sie noch bis in die Zwanziger Jahre hinein. Damals ist sie gänzlich erloschen.

---

Nachdem wir diese Knabengesellschaften so geschildert haben, wie wir sie mit unsern damaligen Augen betrachteten, halten wir uns doch verpflichtet, mit einem Wort über deren Bedeutung zu schließen.

Das Einreißen Französischer Unsitte in den höhern Ständen unserer Vaterstadt und das Ersterben vaterländischen

Sinnes über dem kaufmännischen Treiben in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts hatte einige vaterländisch gesinnte Männer, von denen wir voraus den Chorherr Dr. Rahn genannt finden, auf den Gedanken gebracht, der Jugend mittelst geeigneter Unterhaltung in ihren Mußestunden eine bessere Denkweise beizubringen. So stifteten sie eine in mehrere Abtheilungen zerfallende Knabengesellschaft, welche sich in ähnlicher Weise belustigte, wie es hier von der spätern erzählt worden ist. Zu ihren Leitern gehörte vorzüglich der Pfarrer Rudolf Maurer und Hs. Conrad Escher (der nachmalige Linth-Escher). Die vaterländischen Schauspiele Karl von Burgund, Wilhelm Tell, Hans von Landenberg, die Mordnacht von Luzern u. a. m., welche sie im Schützenhause, späterhin, wie man uns sagt, im Pörtlerschopf aufführten, sollten ebenfalls zur Belebung vaterländischen Sinnes beitragen. Allein die Revolutions- und Kriegsjahre machten der Gesellschaft ein Ende und im Pörtlerschopf wurden nun von Französischen Comödianten Vorstellungen gegeben, unter nicht minderm Zulauf des Zürcherischen Publikums.

Nach dem Wiedereintritt ruhiger Zeiten erschien die Herstellung einer solchen Bildungsanstalt für die männliche Jugend keineswegs überflüssig. Die abhängige Stellung, in welcher die Schweiz zu Frankreich gerathen war, erstickte bei vielen jungen Leuten jeden Sinn für Vaterland, Ehre und Freiheit. Bei einigen hatte die Kriegeszeit einen verderblichen Einfluß hinterlassen, andere wurden von den ängstlichen Eltern, aus Besorgniß für ihre



Sittlichkeit, vom Umgang mit den Altersgenossen zurückgehalten und dadurch ihre körperliche Entwicklung vernachlässigt. Die Idee, mit dem öffentlichen Schulunterricht Leibesübungen zu verbinden, fand keinen Eingang. Die Herstellung jener frühern Knabengesellschaft zeigte ein Mittel, einigen dieser Uebelstände im damaligen Erziehungswesen zu begegnen und eine achtungswürdige Gesellschaft (den Namen der „moralischen“ hatte sie sich, wenn wir nicht irren, nicht selbst gegeben) übernahm das Protektorat der neuen Schöpfung.

Ob die Aufgabe, welche sich die Stifter gestellt, in ihrem ganzen Umfang glücklich gelöst worden sei, darüber ein Urtheil zu fällen, wäre eine schwierige und jedenfalls unfruchtbare Arbeit. Zeiten und Verhältnisse haben seitdem eine so gewaltige Veränderung erlitten, daß von einer Nuzanwendung auf die Gegenwart kaum die Rede sein kann. „Gewiß,“ so schreibt einer unserer Jugendgenossen, „war die Knabengesellschaft ein ganz vortreffliches Institut, in welchem die Knaben nicht nur zu ungezwungener aber anständiger Fröhlichkeit angeleitet wurden, sondern auch mannigfache Belehrung und viele gute und bleibende Eindrücke empfingen. Aber Alles hieng von den sie leitenden Persönlichkeiten ab, und zu meiner Zeit stand sie unter vorzüglicher Leitung. Vor allem sind Leutpriester Meyer mit seinem wohlwollenden, treuherzigen, lebhaften, mittheilsamen und wahrhaften Wesen, und der damals schon treffliche und jetzt so ehrwürdige Gottinger mit seinem auf das Ideale gerichteten und dafür die Jugend begeisternden

Sinn zu nennen, aber auch die Herren Meyer Negociant, Helfer (jetzt Chorherr) Heß, Schultheß beim grauen Wind (s. v. a. Windspiel), Heidegger, Röchlin u. a. m. waren uns Knaben werthe Erscheinungen. Die Schrift von Hottinger: Die Knabengesellschaft, Winterthur 1812, idealisiert zwar etwas, wir Buben sprachen kaum so klug, aber über Geist und Ton der Gesellschaft kann sie den besten Aufschluß geben. Manche Personen und Vorgänge sind mit wenig Abänderungen treu nach dem Leben gezeichnet." — „Diese Gesellschaft," schreibt er ferner, „gehört zu meinen erfreulichsten und liebsten Jugenderinnerungen", und wenn wohl die meisten der noch lebenden Genossen diese Empfindung mit ihm theilen, so haben Stifter und Leiter doch Eines Lohnes sich zu erfreuen: der treuen Anhänglichkeit ihrer Zöglinge bis zum spätesten Lebensabend und, so Gott will, noch hinaus über das Grab.

---